

Wahlkampf in den USA: Zwischen Hass und Optimismus

DOMMO

 Ringier
Unternehmensmagazin
Oktober 2016



Im Weissen Haus bei
Barack Obama und Pete Souza

Der Fotograf des Präsidenten

INHALT

4 Nur die Privaträume sind tabu
Fotograf Pete Souza begleitet US-Präsident Barack Obama seit acht Jahren. In dieser Zeit hat er zwei Millionen Bilder gemacht. «Nach fünf Monaten hatte er sich an mich gewöhnt.»

14 Wahlkampf in den USA
Die Kür der Präsidentschaftskandidaten. Ringier-Journalisten waren in Cleveland und Philadelphia dabei. Und sahen Hass bei den Republikanern, Optimismus bei den Demokraten.

Blickpunkt Ringier
Die besten Pressefotos des Quartals entfallen in dieser Ausgabe. Eine Auswahl der besten Bilder finden Sie auf der Facebook-Seite «DomoRingier».

18 Interview
Der deutsche Anwalt Christian Schertz vertritt prominente Persönlichkeiten gegen die Medien. Dafür wird er auch mal «Zensur-Taliban» genannt.

22 «Ein Erweckungserlebnis»
Die virtuelle Realität wird die Medienwelt revolutionieren, sagt Sebastian Pfrotenhauer. Sein Team hat die BlickVR-App entwickelt.

24 Inhouse
So einfach funktioniert die VR-App der Blick-Gruppe. Cardboard aufsetzen, und schon sitzt man im Cockpit!

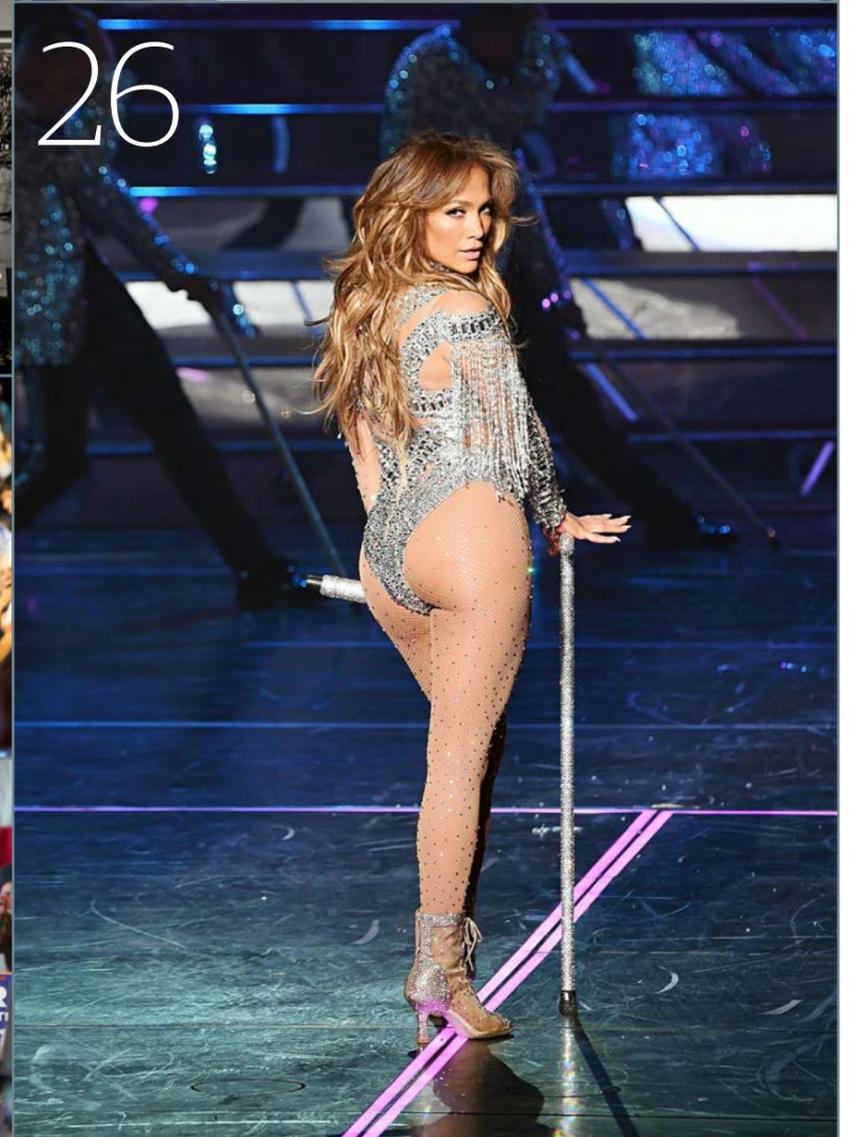
26 Ringier trifft Stars
DOMO-Autor René Haenig sitzt in Los Angeles im Restaurant. Die Frau am Nachbarstisch ist ausgesprochen hübsch – und zwinkert ihm sogar zu! Dass sie ein Weltstar ist, merkt Haenig aber nicht.

28 Michael Ringier
Der Verleger über Wirtschaftsführer mit Tunnelblick. «Einen wie Trump würden sie in ihrer Firma nie anstellen. Aber als Präsidenten wählen, das schon.»

30 Unter uns
In Pension: Heinz Eugster / Buch-Tipps von Marc Walder

Coverfoto: Official White House Photo by Lawrence Jackson

Impressum
Herausgeber: Ringier AG, Corporate Communications. **Leitung:** Edi Estermann, CCO, Dufourstrasse 23, 8008 Zürich. **Chefredaktor:** Alejandro Velert. **Redaktionelle Mitarbeit:** Ulli Glantz und Markus Senn (visuelle Umsetzung), Bettina Bono, René Haenig, Peter Hossli. **Übersetzer:** Xavier Pellegrini/Textes.ch (Französisch), Claudia Bodmer (Englisch), Ioana Chivoiu, (Rumänisch), Lin Chao/Yuan Pei Translation (Chinesisch). **Korrektur:** Peter Hofer, Regula Osman, Kurt Schuiki (Deutsch), Patrick Morier-Genoud (Französisch), Claudia Bodmer (Englisch), Mihaela Stănculescu, Lucia Gruescu (Rumänisch). **Layout/Produktion:** Zuni Halpern (Schweiz), Jinrong Zheng (China). **Bildbearbeitung:** Ringier Redaktions-Services Zürich. **Druck:** Ringier Print Ostrava und SNP Leefung Printers. Nachdruck (auch auszugsweise) nur mit Einverständnis der Redaktion. **Auflage:** 10000 Exemplare. **DOMO** erscheint auf Deutsch, Französisch, Englisch, Rumänisch und Chinesisch.



Das Oktober-DOMO als eMagazin



22



Fotos: Pete Souza/White House Press, Olaf Blecker, Geri Born, Andrew Angerer, Brett Carlsen und Denise Truscello für Getty Images

«Pete, hast du abgedrückt?»

Acht Jahre lang folgt Pete Souza Mister President auf Schritt und Tritt. Als Cheffotograf des Weissen Hauses dokumentiert er die Amtszeit von Barack Obama. Ab Januar 2017 gehen sie getrennte Wege. Ein Gespräch mit dem Fotografen des Präsidenten über seinen Job, seinen Chef und das Resultat: zwei Millionen Bilder für die Ewigkeit.

Interview: Bettina Bono Fotos: Pete Souza





Dienstagmorgen, acht Uhr dreissig, in Washington DC. Am Northwest Appointment Gate des Weissen Hauses herrscht reges Treiben. Wo sich die Tore sonst für Limousinen öffnen, karrt der Gärtner seine Ausrüstung rein. Die Nachtschicht des Secret Service geht nach Hause. Und die im Weissen Haus tätigen Korrespondenten treffen ein. Am X-Ray-Gerät zeigt sich, wer Routine hat: Man grüsst sich mit Vornamen, stellt den Kaffee im Pappbecher auf den Tisch rechts, legt mit der Linken die Tasche aufs Band und passiert mit dem Badge in der Hand

die Schranke. «Daran gewöhnen Sie sich schon noch», sagt ein Herr im Vorbeigehen und klopf mir freundschaftlich auf die Schulter. Beobachtet von First Dog «Bo» führt mein Weg direkt zum West Wing, zum Flügel im Weissen Haus, wo gearbeitet wird. Hier befindet sich das Büro von Fotograf Pete Souza, 61. Seine Fotos zieren die Wände in den Fluren. Allgegenwärtig sein «Chef»: Barack Obama, 54, mit Staatsoberhäuptern, Obama mit seiner Familie, Obama mit Kindern. In Pete Souzas Büro hingegen hängt ein gigantischer Spiegel.

Herr Souza, Ihr Wandschmuck irritiert mich.

(Lacht) Ja, das glaube ich. Dieses Büro war früher der «White House Barber Shop». In den 90ern gab es im Weissen Haus einen Barbier. Als er in Pension ging, wurde er nicht ersetzt. Geblieben ist der Spiegel.

Was von Ihrer Zeit im Weissen Haus bleiben wird, sind über zwei Millionen Fotos.

Das ist eine Hochrechnung. Im Schnitt schiesse ich 250 000 Aufnahmen pro Jahr.

Warum so viele?

Es ist mein Auftrag, die Amtszeit des amerikanischen Präsidenten zu dokumentieren. Ich produziere Bilder, die noch in 500 Jahren Gültigkeit haben und in Geschichtsbüchern erscheinen.

Und keine einzige Ihrer Aufnahmen darf gelöscht werden. Richtig?

So ist es. Das Gesetz, die Presidential Records Act, schreibt dem Präsidenten und dem Vizepräsidenten der USA vor, dass jede Korrespondenz archiviert und für die Nachwelt aufgehoben werden muss. Jede meiner

Aufnahmen zählt dazu - auch die schlechten. Der Präsident bohrt zwar nicht in der Nase, aber auch dieses Bild würde aufbewahrt werden.

Sie fotografieren Barack Obama seit seiner Wahl zum Senator 2004. Also bereits vor seiner Präsidentschaft. Wie hat er sich als «Objekt» verändert?

Abgesehen von den grauen Haaren? Einzig, dass er sich an jemanden gewöhnen musste, der ihn ständig fotografiert. Für die «Chicago Tribune» habe ich ihn in seinem ersten Jahr im Senat dokumentiert. So lernten wir

Papst Franziskus betritt in Kürze Neuland - Pete Souza ist schon da: Im September 2015 besucht der Pontifex zum ersten Mal die USA. Empfangen wird er auf dem Rollfeld der Luftwaffenbasis Andrews nahe Washington von Präsident Obama und dessen Familie.

uns kennen. Seit er Präsident ist, bin ich rund um die Uhr, sieben Tage die Woche an seiner Seite. Können Sie sich vorstellen, was das heisst? Es dauerte etwa fünf Monate, bis er mich als Teil seines Lebens akzeptiert hatte.

Der Präsident sagte einst in einem Interview, Sie schaffen es, sich im Hintergrund zu halten. Er nehme Sie oft nicht war. Ein Kompliment für Sie?

Ich denke, es ist eines. Ich bin ein fixer Bestandteil des Systems geworden. Ich komme und gehe und tue es in einer unaufgeregten Art. Er soll seinen Geschäften nachgehen können, ohne von mir abgelenkt zu werden. Das ist mein Ziel.

Gingen Sie bei so viel Diskretion auch schon vergessen?

Einmal wurde ein Meeting des Präsidenten vorverlegt, ohne dass ich darüber informiert wurde. Als ich dann zum ursprünglichen Termin erschien, kamen die Teilnehmer gerade aus seinem Büro. Ich fragte die Assistentin des Präsidenten, warum ich nicht informiert worden sei. Der Präsident hörte uns und wollte wissen, was los sei. Als ich es ihm schilderte, antwortete er überzeugt: «Aber Sie waren doch dabei.»

Zwar ist es der amerikanische Präsident, den Sie hautnah begleiten. Doch während acht Jahren fotografieren Sie nun denselben Kopf. Wie schaffen Sie es, neugierig zu bleiben?

Erst kürzlich sagte eine Freundin zu mir: «Du musst dich auf den 20. Januar 2017 freuen. Für dich gibt es im Weissen Haus nichts mehr Neues zu fotografieren.» Zwei Tage später entstanden an der Eröffnung des African American Museums in Washington innert 30 Sekunden zwei einmalige Bilder. Auf einem kniet Vizepräsident Joe Biden neben einer 99-jährigen schwarzen Frau. Auf dem anderen fotografiert Barack Obama gerade George W. Bush, der mit einer Familie posiert. Normalerweise treffen ehemalige US-Präsidenten an Beerdigungen aufeinander. Dass aber der eine dem anderen sein Smartphone in die Hände drückt und ihn bittet, ihn zu fotografieren, ist doch eher ungewöhnlich. Der Klub der ehemaligen Präsidenten ist ja ziemlich exklusiv, es gibt nur 43 davon. Das sind die Momente, die mir zeigen, dass mein Job ein Privileg ist. Mit der Herausforderung: Sei immer parat für das Unerwartete. ▶



► **Am 1. Mai 2011 fotografierten Sie Obama und dessen Berater, wie sie am Videoscreen die Tötung von Osama Bin Laden verfolgen. Wussten Sie damals, was Sie erwarten würde, als Sie den Situation Room betraten?** Ja, ich wusste, was kommen würde. Das war kein unerwarteter Moment. Es war eine Szene, die sich über 45 Minuten hinzog. Hier war die Herausforderung, das festzuhalten, was vor sich ging, und dabei so leise zu sein, um das, was sie beobachteten, nicht zu stören.

Gibt es Augenblicke, in denen Sie keinen Zugang haben?

Verlässt der Präsident seine Privaträume, bin ich an seiner Seite - bis er sich wieder zurückzieht. Restriktionen habe ich keine. Bilder, die den Präsidenten privat mit seiner Familie zeigen, entstehen nach Absprache mit ihm und der First Lady Michelle Obama. Die Obamas entscheiden, welche Familien-Aktivitäten ich für sie fotografieren darf. Der Secret Service begleitet den Präsidenten immer, das kann er nicht ändern. Wie viel Zugang der Fotograf hat, obliegt aber ihm. Es war meine Bedingung, vollen Zugang zu haben, bevor ich diesen Job annahm. Obama hätte Nein sagen können, was er nicht tat.

Auf dem Weg nach oben: Barack Obama als Senator auf den Stufen zum Kapitol in Washington. Dieses Bild von Pete Souza aus dem Jahre 2005 zierte auch das Cover seines Bildbandes «The Rise Of Barack Obama».

Ein Job, der viele Entbehrungen mit sich bringt. Wann vermissen Sie Ihr normales Leben?

(Lacht) Das ist der einzige Nachteil dieses Jobs. Er beeinträchtigt mein Leben sehr. Aber das trifft auf jeden zu, der im Weissen Haus arbeitet. Das Privatleben steht still. Doch ich kann und will mich nicht beklagen - aber fragen Sie mal meine Frau!

Wie regelmässig sehen Sie sich denn?

Im Vergleich zu meinem Job bei der «Chicago Tribune» bin ich mehr Nächte zu Hause. Die längsten Reisen mit dem Präsidenten dauern etwa zehn Tage. Aber hier ist nichts planbar. Unser Interview ist der Beweis dafür. Wann fragten Sie das erste Mal an - vor einem halben Jahr? Ich bin 24 Stunden, sieben Tage die Woche auf Abruf.

Man erzählte mir, Sie hatten in acht Jahren dreimal eine Woche Ferien.

Ja, aber ich ging nie weit weg. Das Weitest war Michigan (circa eineinhalb Flugstunden von Washington entfernt; Anm. d. Red.). Sogar dort war ich nervös.

In Jeans und T-Shirt ins Büro zu kommen, ist wohl auch ein zu hohes Risiko?

Alles eine Frage der Organisation. Wenn ich komme, trage ich Jeans. Gleich im Raum hinter mir hängen acht Anzüge und diverse Krawatten. Leider herrscht ein heilloses Durcheinander. Aber sobald ich zum Präsidenten hochgehe, bin ich ordnungsgemäss gekleidet. Ich freue mich auf unsere Reisen im Oktober, um Hillary Clinton im Wahlkampf zu unterstützen. Dann, wenn mein Chef kein Jackett und keine Krawatte trägt, gilt «White House casual» für alle.

Als @petesouza sind Sie erfolgreich aktiv auf Instagram. Werden wir je ein Selfie von Ihnen in der Air Force One zu sehen bekommen?

Nie! Auf meinem Account (über 1800 Bilder; Anm. d. Red.) gibt es eine einzige Aufnahme, auf der ich zu sehen bin. Aber man muss sehr genau hinschauen, um mich zu erkennen. Ich kann nicht verstehen, dass es Leute gibt, die es an einer Veranstaltung bevorzugen, dem Präsidenten für ein Selfie den Rücken zuzukehren. Dabei hätten sie doch die Chance, ihm in die Augen zu schauen und die Hand zu schütteln! Und das sage ich als Fotograf.

Wann wird Ihr Instagram Account persönlich?

Am 21. Januar 2017. Bis dahin überlegen aber die Anwälte, wie der Übertrag vonstatten gehen soll. Der momentane Inhalt gehört in die National Archives. Und ich will meinen Namen, meinen Account behalten.

Trotzdem, etwas Persönliches erfährt man bereits jetzt über Sie: Sie mögen Bo lieber als Sunny!

Erwischt! Bo ist mein Bestie. Bo war der erste Hund der Obamas hier im Weissen Haus. Sunny folgte ein Jahr später. Ich hatte halt einfach mehr Zeit, Bo kennenzulernen. Ausserdem ist er zugänglicher und lässt sich lieber fotografieren.

Was für eine Beziehung haben Sie zum Präsidenten?

Der Präsident und ich haben eine professionelle Beziehung. Er kennt mich sehr gut und neckt mich oft.

Und was denkt er über Ihre Fotos?

Geht er durchs Weisse Haus, bleibt er vor zwei Arten von Fotos stehen: vor jenen, auf denen er mit Kindern von Mitarbeitern oder Besuchern zu sehen ist, und vor Bildern seiner eigenen Kinder. Ich durfte grossartige Momente von ihm mit Kindern festhalten. Und ich durfte miterleben, wie seine beiden Töchter grösser wurden. Wer die Bilder sieht, erlebt das Heranwachsen von Malia und Sasha nochmals. Stellen Sie sich vor, Sie gehen durch Ihr Haus und sehen die Bilder Ihrer Kinder an den Wänden. Diese Fotos ziehen ihn immer wieder an.

Sie sagen, er neckt Sie oft. Wie denn?

(Lacht) Mit eigentlich allem. Er macht sich lustig über die Tatsache, dass ich älter bin als er. Selbstverständlich halte ich dagegen, meine Haare seien nicht so grau wie seine. Aber ich stecke mehr ein, als ich austeile - schliesslich ist er der Präsident der Vereinigten Staaten. Und wenn sich auf einer Reise eine Gruppe um ihn herum für ein Bild bereit macht, dann ist es jeweils mein Chef, der ruft: «Pete, hast du das Bild, hast du abgedrückt?» Selbstverständlich ist das Bild, bevor er fragt, bereits im Kasten. Aber tatsächlich ist mein Job wesentlich einfacher mit jemandem, der weiss, was seine Rolle ist.

Ist es mit ein Grund, warum Barack Obama auf Ihren Bildern so persönlich wirkt?

Viele Leute schielen nach einer Kamera, wenn sie wissen, dass sie fotografiert werden, und fühlen sich ►



Washington, 1. Mai 2011. Der Präsident verfolgt mit seinen Beratern am Videoscreen die Tötung von Osama bin Laden. Ein Kriegsbild ohne Krieg, in welchem die Mächtigsten selbst nur Zuschauer sind.



Washington, 20. Januar 2009. Ein Schnappschuss aus dem Warenlift. Die zärtliche Geste des ersten schwarzen Präsidentenpaares am Abend der Amtseinführung geht ans Herz. Alle Anwesenden schauen diskret weg - ausser Pete Souza.



1 Die beliebteste Unterhaltung bei Sportveranstaltungen in Amerika, die «Kiss Cam», fordert 2012 das US-Präsidentenpaar zum Küssen auf. Und es kommt dieser Einladung nur zu gerne nach.

2 Lässigkeit im Oval Office: Obama sitzt auf seinem Schreibtisch und lässt die Beine baumeln.

3 Der Präsident gilt als ehrgeiziger Basketballspieler. Auf dem Platz beim Weissen Haus zeigt er im Match mit Kongressmitgliedern vollen Körpereinsatz.



4 Eines der Lieblingsbilder von Obama aus dem Jahr 2012: Der kleine Spider-Man schaut an Halloween beim grossen Spinnenmann-Fan im Oval Office vorbei.

5 Im Anschluss an eine Sitzung zum Thema Gesundheitswesen beisst Obama im Kroger Supermarket in Bristol (Virginia) herzhaft in eine Nektarine.

6 First Dog «Bo» ist gerade mal sechs Monate alt, als er mit Herrchen Obama über den Rasen des Weissen Hauses tollt.



7 Na, das waren dann doch ein paar Burger zu viel, Marvin Nicholson, oder? Als der Reiseverantwortliche des Präsidenten in der Umkleidekabine der University of Texas auf die Waage tritt, hilft Obama dem Zeiger noch etwas weiter nach oben.

8 Ihn kann kein Wässerchen trüben: Der Präsident 2012 während einer Rede im Regen in Virginia. Gleich zu Beginn entschuldigt er sich bei den weiblichen Anwesenden für deren zerstörte Frisuren.

9 Die kleine Ella im Elefanten-Kostüm ist selbst für den Präsidenten zu süß – und haut ihn buchstäblich von den Füßen. Die Tochter seines Sicherheitsbeauftragten schafft dies übrigens ein zweites Mal – als sie vor dem Resolute Desk im Oval Office auf dem Teppich krabbelt, schliesst sich Obama ihr an.



Allein und unerkant – beides ist heute für den Präsidenten undenkbar. Dieses Bild zeigt Senator Obama 2005 in den Strassen Moskaus. Ein Bild von Pete Souza damals für die «Chicago Tribune».



«Touch it, dude!» Dieser Aufforderung kann der fünfjährige Jacob nicht widerstehen und streicht dem Präsidenten übers Haar. Und erhält so die Antwort auf seine Frage, ob sich das Haar von Barack Obama gleich anfühlt wie seines. Jacob ist der Sohn eines Mitarbeiters des Weissen Hauses.

► unwohl. Nicht Barack Obama. Die Kamera hat keinerlei Wirkung auf ihn. Das war schon vor seiner Präsidentschaft so. Bilder wie damals, als er unerkant über den Roten Platz in Moskau schlendert, werden nie mehr möglich sein. Denn heute ist Barack Obama wohl der meistfotografierte Mensch der Welt. Und obwohl es immer heisst, Muhammad Ali sei der Bekannteste, denke ich, dass das mittlerweile Obama ist. Trotzdem, die Kamera kümmert ihn noch immer nicht. Meine Bilder zeigen einen zugänglichen Präsidenten.

Wie das vom kleinen Jungen, der dem Präsidenten ins Haar fasst?
Der Kleine wollte wissen, ob sich die

Haare des Präsidenten gleich anfühlen wie seine. Dieses Bild ist in seiner Aussage ganz klar. Aber das hat einzig mit Obama zu tun. Und ich habe das Glück, ihn fotografieren zu dürfen. Wenn er es dem Jungen nicht erlaubt hätte, gäbe es dieses Bild nicht. Also sagt das Bild mehr über den Menschen Obama aus als über mich als Fotografen.

Wann ist das Licht im Oval Office eigentlich am schönsten?

Im Winter. Dann steht die Sonne tief, die Bäume tragen keine Blätter mehr. Das Licht fällt direkt ins Oval Office. Von November bis Januar ändert sich die Intensität des Lichtes tagsüber. Bald ist es wieder so weit. Ich freue

mich, dass ich eine letzte Chance habe, dieses Licht einzufangen.

Wird Ihnen das Weisse Haus fehlen? Sie haben hier im Rosengarten sogar geheiratet.

Ich werde die Menschen vermissen. Es ist eine sehr familiäre Atmosphäre. Aber ich werde es nicht vermissen, jeden Tag hierherkommen zu müssen. Es gibt da draussen noch ein anderes Leben für mich.

Was werden Sie tun?

Ich weiss es noch nicht. Sicher weiter fotografieren, eventuell unterrichten.

Wenn Sie sich Ihre Bilder der vergangenen acht Jahre anschauen, was sagen diese Bilder über Sie persönlich aus? Über Ihre Entwicklung als Fotograf?

Es gibt einen Mann, der inspiriert und fasziniert mich. Es ist dieser hier (zeigt auf ein Bild von Bruce Springsteen an der Wand hinter ihm). Er ist 67 und spielt noch immer vierstündige Rockkonzerte. Ich war in den Fünfzigern, als ich diesen Job annahm. Und ich durfte zeigen, dass man in meinem Alter ein guter Fotograf sein kann. Ehrlich, ich hatte im Vorfeld Bedenken. Es ist ein schwieriger Job, der Ausdauer verlangt. Doch ich bin heute der intelligentere Fotograf, als ich es mit 30 Jahren war. Und ich denke, ich habe es geschafft, meinem Auftrag, die Amtszeit von Barack Obama historisch zu dokumentieren, ein künstlerisches Flair zu geben. Das war mein Ziel.

Wie stehts um das Ziel, Ihr Gitarrenspiel voranzutreiben?

Woher wissen Sie das denn? Leider hat man Ihnen verschwiegen, dass ich zwar als Sechsjähriger mit Gitarrespielen angefangen habe - leider aber nie viel besser geworden bin. Ein paar Akkorde beherrsche ich recht gut, das wars dann aber.

Dann doch eher Tourfotograf als Gitarrist von Bruce Springsteen?

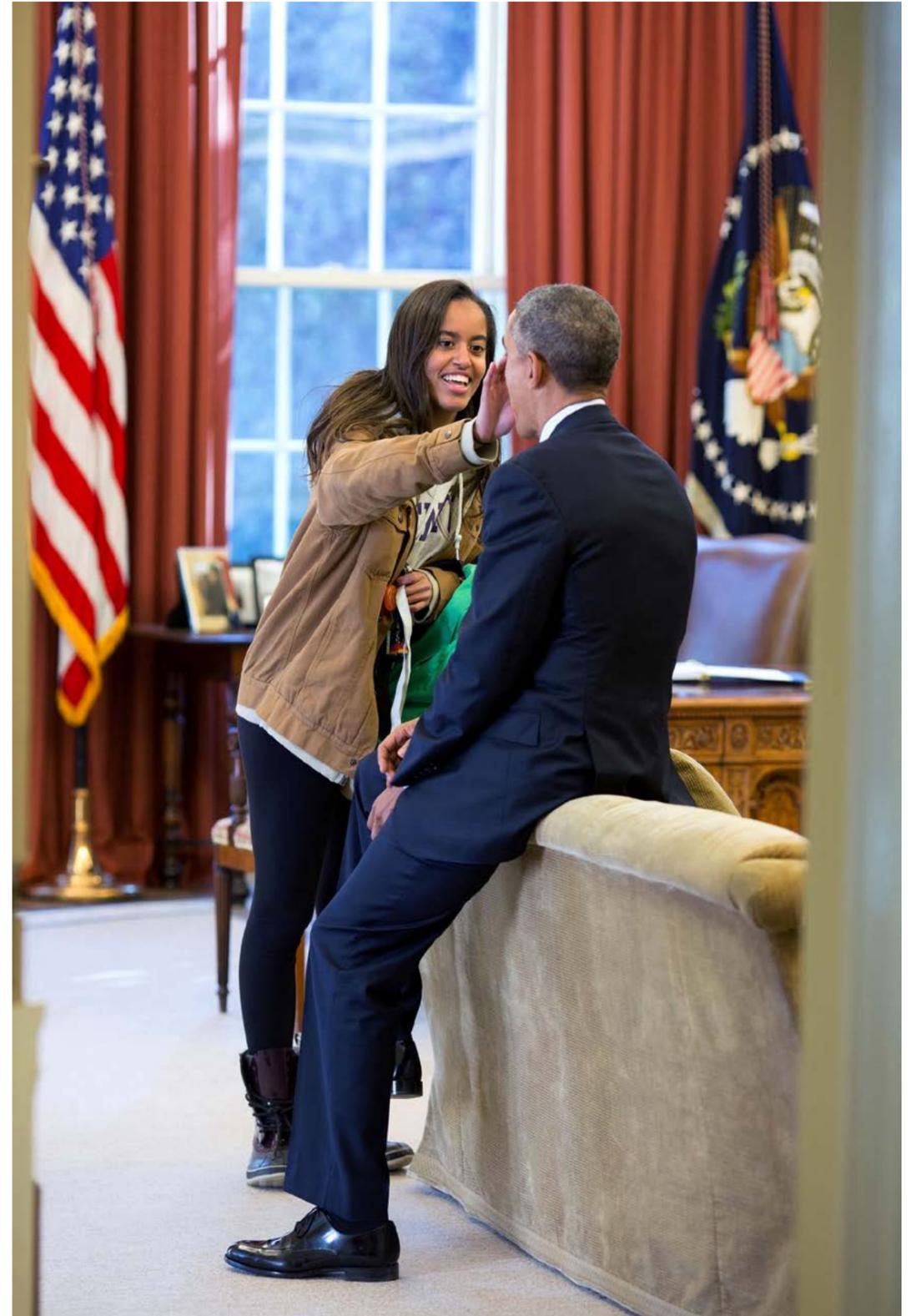
Das würde ich mir auf jeden Fall überlegen. Eine ganze Tour wäre mir wohl zu viel. Aber so zehn Shows würden mich sehr reizen.

Und mit dem Gesangstalent, das der Präsident offenbar hat, könnten sich Ihre Wege gar auf einer Showbühne wieder kreuzen?

(Lacht) Er könnte problemlos als Gaststar einen Al-Green-Song übernehmen - und ich würde ihn dabei bestimmt fotografieren. 📷



Bettina Bono für DOMO auf Besuch bei Pete Souza im Weissen Haus.



«Hey, du hast da was», scheint Malia ihrem Vater zu sagen und wischt ihm etwas aus dem Gesicht. Beobachter dieses herzlichen Moments an einem Nachmittag im Februar 2015 im Oval Office ist Pete Souza.

Ganz nah dran

Die US-Präsidentschaftswahlen sind das aufregendste Ereignis des Jahres. Ringier-Journalisten erleben es aus nächster Nähe.

Text: Peter Hossli Fotos: Stefan Falke



Vor allem Hass gegen Hillary Clinton: Impressionen vom Parteikonvent der Republikaner in Cleveland. Alle Fotos entstanden mit dem iPhone.

Der Fotograf packt mich am Arm. Schlecht und wenig geschlafen hat er. Wach hielten ihn Bettwanzen, im überbelegten, aber heruntergekommenen Hotel am Stadtrand von Philadelphia. Nun ist ihm heiss. Es geht weder vor- noch rückwärts. Vor jedem Eingang zur Halle harret ein Bodyguard mit dickem Hals und dunkler Brille. «No», sagen sie alle. «Du», sagt Stefan, der Fotograf, der hinter mir geht, kein Bild machen kann, weil er umzingelt ist von Menschen, die er nicht fotografieren will, der mich am Arm hält, «nie wieder machen wir das». Ich schaue zurück. «Nein, nie wieder.» Journalismus ist unmöglich, wenn einem Bodyguards die Wege dorthin versperren, wo das passiert, das man zeigen sollte.

Auf der Bühne spricht gerade US-Präsident Barack Obama (54). Schiefgehen darf da nichts, wissen Bodyguards. Wir müssen auf die Tribüne.

Es ist Wahlkampf in Amerika, und das ist wahrlich ein Kampf. Für die Kandidaten wie für die vielen Reporter, die ihnen nachstellen.

Über 15.000 Journalisten zwängen sich in die Wells Fargo Arena in Philadelphia, nochmals so viele Delegierte, Politikerinnen und Helfer - und eben Bodyguards. Es ist Ende Juli, die Demokraten halten hier ihren Parteikonvent ab, nominieren zu satter Rockmusik, fallenden Ballonen und

Konfetti mit Hillary Clinton (68) erstmals eine Frau als Kandidatin fürs höchste Amt im Land.

Eine Woche zuvor kürten die Republikaner in Cleveland, Ohio, den New Yorker Tycoon Donald Trump (70) zu ihrem Kandidaten. Ebenfalls mit Rock, Ballonen und Konfetti und fast so vielen Menschen.

Es sind die beiden lautesten Momente eines lauten und sehr teuren Spektakels, das sich alle vier Jahre wiederholt: die Präsidentschaftswahlen der USA. Je eine Milliarde Dollar geben die Demokraten und die Republikaner für den Wahlkampf aus.

Er beginnt mit Spekulationen über mögliche Kandidaten. Mal pompöser, mal armseliger künden sie ihre Kandidaturen an. Sie sammeln Geld für die Vorwahlen. Und geben dann auf, wenn ihre Werte bei den Umfragen mies oder die Kassen leer sind. Zuletzt bleiben zwei übrig, heuer eben die Demokratin Clinton und der Republikaner Trump.

Reportage ohne Filter

Die Medien schauen früh und immer hin. Nie so intensiv wie während den Parteitag. Der Weg dorthin ist für Reporter lange. Er beginnt im Januar. Videojournalist, Fotograf und Autor der Blick-Gruppe melden sich bei verschiedenen Stellen an. Die Veranstalter weisen ihnen Hotelzimmer zu. Zuletzt überprüfen noch Beamte ▶

► des Secret Service jede Anmeldung, also jene Bundespolizisten, die sonst Leib und Leben des Präsidenten schützen. Bis in der Woche vor dem Start des ersten Konvents in Cleveland ist noch unklar, ob es wirklich klappt mit dem Akkreditieren. Dann der Entscheid: Angenommen. Aber: Die Akkreditierungen müssen zu einer fixen Stunde abgeholt werden. Wer das nicht schafft, verliert den Zugang.

Der journalistische Ansatz ist klar: Wir sind zu dritt vor Ort, berichten über das, was wir selber sehen, hören, erleben, gehen so nahe ran wie möglich, berichten ohne Filter.

Dabei gilt es alle vier Blick-Kanäle zu bedienen. Was bei sechs Stunden Zeitdifferenz zwischen Ort der Ereignisse und der Schweiz nicht ganz

lange nach Mitternacht. Vor- und nachmittags treffen wir in Cleveland Töfffahrer, die Trump schützen; Waffennarren, die Clinton ins Gefängnis stecken wollen; Demonstranten, die Trump verteufeln. Ohnehin schlafen wir kaum, zumal in Philadelphia uns die Bettwanzen die Ruhe rauben.

Wir befragen republikanische Delegierte in Cleveland, was sie von Donald Trump halten. Und lernen: Es ist den meisten wichtiger, Hillary Clinton zu verhindern, als Trump ins Weisse Haus zu bringen.

Wir befragen demokratische Frauen in Philadelphia, wie wichtig es denn sei, dass nun erstmals eine Frau als Kandidatin nominiert wird - und lernen, dass vor allem die älteren Frauen stolz darauf sind, die jüngeren

hüller Carl Bernstein (72), den holländischen Rechtspopulisten Geert Wilders (52). Senator Carl Levin (82) erzählt, wie er das Schweizer Bankgeheimnis zu Fall brachte.

Wer viel arbeitet, muss Spass haben. Wir testen für ein Video die Fan-Artikel von Hillary und Trump, die Mützen und Leibchen, Poster, Tassen und Schlüsselanhänger. Trump, so das Verdikt, bietet seinen republikanischen Anhängern eine grellere und vielfältigere Auswahl. Wohingegen sich Demokraten dezenter und edler kleiden. Pikantes Detail: Viele Trump-Souvenirs sind in Asien und Lateinamerika fabriziert - obwohl Trump doch verspricht, die Arbeitsplätze aus China und Mexiko zurück in die USA zu bringen.

Vier Tage feiern sich die Republikaner bei Hummer und Zigarren in Cleveland. Rund 300 Millionen Dollar bringt der Parteikonvent der Stadt. Zehn Minuten von der Arena entfernt finden wir East Cleveland, eine der ärmsten und gefährlichsten Gegenden der USA. Fast jeder Einwohner ist schwarz. Das durchschnittliche Jahreseinkommen liegt bei 12600 Dollar. Häuser zerfallen, Autos verrostet. Ein Barbier erzählt uns, dass kein müder Cent der Republikaner zu ihnen fliesse: eine perfekte Geschichte, um Amerika ausserhalb der Arena zu schildern.

Es ist Donnerstag. Noch fehlt etwas für Sonntag. Eine Stunde von Cleveland entfernt liegt Warren, die Hauptstadt jenes Bezirks in Ohio mit der höchsten Anteil an Trump-Wählern in den Vorwahlen. Noch vor vier Jahren gewann hier Obama - es ist dieser perfekte kleine Ort für Reporter, um zu zeigen, warum Trump so viele Stimmen holt.

Late Night Snack

Donnerstagnacht in Philadelphia, eigentlich schon Freitagmorgen. Die letzten Ballone fallen. Satter Rock tönt aus den Lautsprechern. Eine letzte Einschätzung auf Video, ein letzter Text, dann geht es zu Fuss rund drei Kilometer zum Hotel. Die Arbeit ist gemacht, der Hunger kommt. Zeit zu essen, blieb in den letzten 14 Tagen wenig. Morgens um 3 sitzen wir bei Hamburgern und Pommes bei Checkers. Es duftet nach schlechtem Frittier-Öl, wirkt wie in einem Gemälde von Edward Hopper.

Ja, es war toll, intensiv zu arbeiten, ungefiltert Politik zu konsumieren. Dann fällt der Satz: «Vielleicht gehen wir in vier Jahren wieder hin. Vielleicht.»



einfach ist. Zumal am Parteikonvent jeweils weit nach Redaktionsschluss das passiert, was wirklich packt - der skurrile Auftritt von Trump-Gattin Melania (46), der eloquente Nachruf auf die eigene Amtszeit von Präsident Barack Obama, die Liebeserklärung von Bill Clinton (70) an Hillary. Die Tageszeitung aber soll doch aktuell sein, hintergründig, überraschend - und sich vom Meer der Nachrichten abheben. Genau wie der Sonntags-Blick, der mit latent aktuellen Reportagen brillieren soll.

Es gibt nur eine Möglichkeit: nahezu rund um die Uhr zu produzieren, abends Reden zu hören, darüber zu schreiben. Stefan Falke fotografiert, Stephanie Seliner dreht Videos. Jeder Tag beginnt früh und endet

aber Hillary nicht für die richtige Frau halten.

Perfekte Politik-Shows

Die Parteitage? Es sind perfekte Politik-Shows. Die Präsidenten Clinton und Obama reden bei den Demokraten, ein dritter, Jimmy Carter (91), meldet sich per Video. Mit den Händen greifen lässt sich die aufgekratzte Stimmung im Saal. Feste Plätze haben die Reporter nur auf der Tribüne. Um in den Saal zu gelangen, braucht es eine spezielle Bewilligung. Gültig: eine Stunde. Wer sie bis dann nicht zurückbringt, verliert den Zugang zur Halle.

Der Aufwand lohnt sich. Im Saal trifft man zum kurzen Schwatz und zum Interview: den Watergate-Ent-

Videojournalistin Stephanie Seliner filmt Peter Hossli bei einem Kommentar.



Mehr Optimismus als Hass: Impressionen vom Parteikonvent der Demokraten in Philadelphia. Rechts unten: Videojournalistin Stephanie Seliner, Autor Peter Hossli und Fotograf Stefan Falke mit ihrer Akkreditierung (v.l.).



Anwalt Schertz!

Geht es um Berichte über Prominente, sollten Journalisten es sich mit ihm nicht verscherzen. Böse Zungen nennen den Medienanwalt «Zensur-Taliban». Dabei kämpft Christian Schertz nur für die Privatsphäre seiner Klienten und gegen unwahre Aussagen – nicht nur in der Boulevardpresse.

Interview: René Haenig Fotos: Olaf Blecker

Herr Schertz, wie sah Ihr Zimmer aus, als Sie 14 Jahre alt waren?

Christian Schertz: Ein typisches Jugendzimmer – dazu eine Gitarre, politische Plakate wie «Frieden schaffen ohne Waffen» an der Wand und Poster von den Beatles ...

... aus dem Jugendmagazin «Bravo»?

Nein. Aus dem «White Album» der Beatles.

Aber «Bravo» haben Sie gelesen?

Ja, aber nicht mehr mit 14. Da verschlang ich Bücher über die Beatles: Wo waren sie im Studio? Wer schrieb welchen Song? Wovon war er inspiriert? Wobei ich natürlich auch das Bedürfnis hatte, mehr über die Personen dahinter zu erfahren.

Heute verhindern Sie Berichterstattung über Prominente und haben den Ruf eines «Zensur-Taliban».

Ich gehe nur gegen unwahre Berichte

über Personen oder Unternehmen vor oder gegen Verletzungen der Privat- und Intimsphäre. Ich setze nur durch, was jedem Individuum zusteht. Wer hier von Zensur spricht, hat den Begriff nicht verstanden und verharmlost das Schicksal von Personen, die unter Diktaturen darunter leiden.

Wann ist jemand überhaupt eine Person des öffentlichen Lebens?

Es gibt die Unterteilung in absolute Personen der Zeitgeschichte und relative – solche, die kurze Zeit durch einen Schicksalsschlag oder ein Ereignis in den öffentlichen Blickwinkel geraten. Zu ersteren zählt, wer durch sportliche oder künstlerische Leistungen oder durch eine politische Funktion in den Köpfen der Menschen bleibt. Nicht dazu zählen C- oder D-Promis, die eine gewisse

Zeit in der Öffentlichkeit stehen. Die, die wirklich eine zeitgeschichtliche Relevanz haben, sind überschaubar.
Gilt das auch für Politiker?
Politiker müssen mehr hinnehmen als Sänger, Moderatoren oder Sportler. Sie verwalten Interessen des Volkes und müssen sich harte Fragen gefallen lassen – und mehr Eingriffe in ihre Persönlichkeitsrechte als ein «normaler» Promi hinnehmen.

Christian Schertz bei der Zeitungslektüre im Büro. Die Anwaltskanzlei Schertz Bergmann residiert am Berliner Kurfürstendamm und zählt zu den Top 3 der deutschen Presserechtskanzleien.

Wie weit geht das Informationsrecht der Öffentlichkeit?

Das ist ein Abwägen zwischen Informations- und Pressefreiheit sowie dem Persönlichkeitsrecht des Einzelnen. Ich formuliere es mal so: Die Öffentlichkeit hat ein Interesse daran, informiert zu werden über politische Dinge, auch über das Schaffen von Stars, aber es gibt Grenzen.

Die wo beginnen?

► Bei der Privatsphäre. Die ist grundsätzlich auch für Prominente geschützt. Es gibt weder ein Recht auf Sensationsgier noch darauf, durchs Schlüsselloch gucken zu dürfen. Die Gerichte haben immer wieder klargestellt, dass berühmte Personen eine Berichterstattung über ihr Auftreten und ihre Arbeit oder Leistung dulden müssen. Nicht aber darüber, wie ihre familiären Verhältnisse sind oder wie und wo wer mit wem wohnt. Vor allem, wenn man diese Dinge nicht selbst preisgibt.

Was manche Prominente jedoch tun. Vor allem B- und C-Promis, die oft durch Vermarktung ihrer Privatsphäre bekannt werden. Ein A-Promi, der die Tür zu Privatmensch verschlossen hält, keine Homestorys und dergleichen macht, muss Eingriffe in seine Privatsphäre nicht dulden. Das gilt für sein Haus oder Grundstück und auch, wenn er essen geht, egal in welcher Begleitung.

Teilweise liest man als Journalist von Ihnen, noch ehe man begonnen hat zu schreiben?

Richtig! Wir haben ein Instrument, das sich presserechtliches Informationsschreiben nennt. Das dient der Information bestimmter Medien, dass ein Bericht, der in einer Zeitung oder einem TV-Beitrag erschienen und rechtswidrig ist, nicht übernommen werden darf. Eine Art Frühwarnsystem, mit dem wir Erstschlagzeilen im Keim ersticken.

Mögen Sie eigentlich Journalisten? Ich finde Medien wichtig, und es braucht unbedingt investigativen Journalismus, der Missstände in Politik und Wirtschaft aufdeckt. Nur wundere ich mich häufig, dass man sich in dem Beruf mit dem Tun anderer beschäftigt, mit dem Ziel nur runterzuschreiben und zu kritisieren. Diese Tendenz sowie die Meinung, dass nur ein kritischer Journalist ein guter Journalist ist, finde ich gerade heute gefährlich für den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Glauben Sie, dass sich das je zum Besseren ändern wird? Das hat es schon. Die Art, wie «Bild» in den 1990er-Jahren und Anfang dieses Jahrtausends berichtete und Persönlichkeitsrechte verletzte, stelle ich heute so nicht mehr fest. Das gilt auch für die «Bunte», die von «Vorführungsgeschichten» und schweren Eingriffen in die Privatsphäre immer mehr Abstand genommen hat.

Haben Sie dafür eine Erklärung? Das mag mit der Verrohung im Internet zu tun haben und der damit verbundenen Frage für Premium-Boule-

vardmedien, ob sie der Verrohung im Netz hinterherschreiben wollen oder ob sie nicht lieber positive Geschichten bieten, bei denen sie Promis nicht vorführen. Zudem brauchen People-Magazine Prominente mehr als umgekehrt, da diese inzwischen eigene Kanäle wie Instagram & Co. haben, um sich mitzuteilen.

Wer sucht wann Ihren Rat als Medienanwalt - und warum? Der späteste Zeitpunkt ist, wenn irgendwo eine Schlagzeile prangt, die eine Rechtsverletzung beinhaltet. Wir werden aber in vielen Fällen im Vorfeld beauftragt, etwa weil jemand krank ist, vom Partner getrennt oder ein Vorwurf erhoben wurde. Dinge, die möglicherweise öffentlich werden und zu einer Beschädigung oder einem Rechtsverlust führen könnten.

Können Sie ein Beispiel nennen? Ja. Wenn ein Prominenter schlimm erkrankt und für den Heilungsprozess mediale Ruhe benötigt. Wenn dann auch noch die Boulevardmedien hinterherhecheln, wie das nach Michael Schumachers Skiunfall zu beobachten war, - wobei ich da nicht anwaltlich involviert war - ist das sowohl physisch als auch psychisch kontraproduktiv. In solchen Fällen sprechen wir mit Ärzten und Krankenhauspersonal darüber, wie sie reagieren, wenn sich Medien melden. Oft finden auch Hintergrundgespräche mit Chefredaktoren statt.

Haben Sie schon prominente Mandanten abgelehnt?

Ja! Ich übernehme so gut wie keine Fälle, wo jemand nach dem Medienanwalt schreit, der jahrelang seine Privatsphäre vermarktet, alle Medien zu sich nach Hause eingeladen und damit sein Geld verdient hat.

Gibt es Situationen, in denen Sie durch die Decke gehen könnten, weil sich Mandanten nicht an Ihren Rat halten?

Es kam schon vor, dass ich am Wochenende an der Tankstelle Schlagzeilen lesen musste, wo ein Mandant entgegen meinem Rat in einem Exklusivinterview mit der Presse über sein Privatleben geredet hat.

Nehmen Sie als Mensch Anteil an der Blossstellung Ihrer Mandanten?

Einige Leute kommen wegen schwerer Schicksalsschläge zu mir oder weil sie Angst haben vor öffentlicher Vorführung. Da bringt es nichts, als Anwalt mitzuweinen, sondern zu helfen und zu schützen. Aber es gibt immer wieder Fälle, die mich emotional mitnehmen, weil sie tragisch sind oder ich es nicht schaffe, sie aus der Öffentlichkeit herauszuhalten.

So wie im Fall einer Sängerin, wo es



Ihnen nicht gelungen ist, deren HIV-Erkrankung aus den Medien herauszuhalten, weil die Staatsanwaltschaft selbst der Meinung war, Presseerklärungen abgeben zu müssen?

Ich bin bis heute fassungslos. Leider ist immer wieder festzustellen, dass Ermittlungsbehörden Medien Details und Intimitäten kundtun und damit nicht selten zu einer Vorverurteilung beitragen. Wobei in jüngster Zeit ein Umdenken stattfindet.

Wie ist es aus Ihrer Erfahrung grundsätzlich in unserer Gesellschaft um die Privatsphäre bestellt?

Ich glaube, die Privatsphäre ist nach wie vor unbedingt schützenswert. Aber durch Facebook hat sich viel verändert. Mark Zuckerberg erkannte, dass es das Bedürfnis der Menschen gibt, öffentlich stattzufinden. Daraus hat er ein Milliardenbusiness gemacht - mit der Folge, dass Millionen permanent alles Mögliche von sich preisgeben. Es geht sogar so weit, dass Leute Untersuchungsbe-

Persönlich

Christian Schertz zählt seit Jahren zu den renommiertesten Medienrechtlern in Deutschland, lehrt als Honorarprofessor an der Technischen Universität Dresden und ist immer wieder Gast in politischen Talkshows. Seine Kanzlei am Berliner Kurfürstendamm gründete er zusammen mit Simon Bergmann vor elf Jahren. Heute beschäftigen die beiden sieben Anwälte. Schertz vertritt den Satiriker Jan Böhmermann derzeit gegen den türkischen Präsidenten Erdogan. Böhmermann veräppelte zuvor in seiner TV-Show «Neo Magazin Royale» seinen Anwalt, indem er einen Kleinwüchsigen als «Scherz-Anwalt Dr. Christian Witz» auftreten liess. Schertz selbst nimmt diese Persiflage als Kompliment.



Vertrauen auf Schertz' Beistand als Anwalt (v.l.): Schwedens Prinzenpaar Carl Philip und Sofia, Satiriker Jan Böhmermann, Homeland-Star Claire Danes, oder Oscar-Preisträger Christoph Waltz.

richte zu ihrer Krebserkrankung ins Netz stellen. Viele Menschen geben alles von sich preis und sind sich nicht bewusst, dass sie ihren Rechtsschutz faktisch verlieren und einen Sachverhalt schaffen, den sie nie wieder rückgängig machen können.

Sie sprechen offenbar aus Erfahrung? Ich hatte tragische Fälle, wo alles, was Leute im Netz erzählten, ihnen später auf die Füße fiel. Es sind Fälle von Suizid bekannt, gerade unter Schülern. Deshalb warne ich in Vorlesungen Jugendliche und Studenten davor, im Netz allzu viel Persönliches preiszugeben.

Nutzen Sie selbst soziale Medien wie Facebook, Twitter & Co.?

Ich habe mich mal bei Facebook angemeldet, um es mir anzuschauen und für ein Buch zu recherchieren. Inzwischen bin ich wieder abgemeldet, ich empfind es auch als einen unfassbaren sozialen Stress. Einen Twitter-Account haben wir als Kanzlei, nutzen ihn aber zurückhaltend.

«Bild», «Bunte» oder «Gala» lesen Sie nur aus beruflichen Gründen?

Auszugsweise lese ich sie auch, um zu sehen, wie eine Zeitung gerade ein Thema öffentlich begleitet. Das ist zwar keine Fachlektüre, aber Material, mit dem ich arbeite.

Ist der Anspruch auf das «Recht am eigenen Bild» in Zeiten von Leser-Reportern mit Handykameras, Facebook und Internet noch gegeben?

Gerade wegen dieser Entwicklung mehr denn je. Heute kann jeder jeden heimlich fotografieren oder filmen und das sofort weltweit verbreiten. Und nur weil es faktisch extrem viele Rechtsverletzungen diesbezüglich gibt, darf man nicht davon ausgehen, dass es hinzunehmen ist.

Mussten Sie schon in eigener Sache gegen Medien vorgehen?

Vielfach - weil auch schon über mich Unwahrheiten verbreitet oder meine Privatsphäre verletzt wurde.

Apropos Privates: Sie und die Eiskunstlauf-Legende Katharina Witt sollen ein Paar sein.

Sie glauben nicht ernsthaft, dass ich Mandanten empfehle, sich nicht zu ihrem Privatleben zu äussern, und es dann selbst tue - unabhängig davon, ob die Mutmassungen richtig sind. Insofern: Nice try!

Zum Schluss: Sie sagten mal in einem Interview, dass Sie die Zehn Gebote nicht immer einhalten. Mit welchem Gebot haben Sie am meisten Mühe?

Mit «Du sollst den Feiertag heiligen». Weil ich an diesen Tagen oftmals arbeite. Das bringt mein Job mit sich. ☺

Christian Schertz, 50, entstammt einem alten Berliner Juristenclan. Sein Vater war Richter und Polizeipräsident von Berlin. In seiner Jugend spielt Schertz in einer Rockband Gitarre. Er studiert Rechtswissenschaften in Berlin und München, absolviert sein Referendariat in New York und arbeitet unter anderem für den Rundfunksender RIAS Berlin. Privat sammelt Schertz Foto-

Fotos: Getty Images (3), Handout

«Plötzlich im Cockpit»

Die Blick-Gruppe präsentiert ihre Apps für Virtual Reality. Projektleiter Sebastian Pfothenhauer ist vom Erfolg der Technologie überzeugt: «Wer die virtuelle Realität zum ersten Mal erlebt, hat ein Erweckungserlebnis.»

Interview: Alejandro Velert Foto: Geri Born

Sebastian Pfothenhauer, die Technologie-Branche verkündet mal wieder «The next big thing» – das nächste grosse Ding. Dieses Mal ist es Virtual Reality (VR). Ist das nicht nur ein neuer Hype?

Das ist weit mehr als nur ein Hype, das ist in meinen Augen die Videotechnologie der Zukunft. VR wird die Art und Weise, wie wir Bewegtbilder konsumieren, völlig verändern. Das berühmte Holodeck aus dem Raumschiff Enterprise wird dank VR irgendwann Realität werden.

Die TV-Serie Raumschiff Enterprise spielt allerdings in einer weit entfernten Zukunft. Natürlich, die Technik steckt noch in den Anfängen, aber die Entwicklung ist rasant – und die fast schon kindliche Begeisterung ist bei jedem zu spüren, der sich zum ersten Mal eine VR-Brille aufsetzt. Plötzlich sitzt man in einem Flugzeug-Cockpit oder steht in der Sixtinischen Kapelle!

Was ist VR eigentlich genau, wie lässt sich die Technologie umschreiben?

Im Grunde steckt dahinter nichts anderes als die 3-D-Brille, die wir alle als Kinder genutzt haben. Das Geheimnis besteht darin, für jedes Auge ein eigenes Bild zu kreieren. Unser Gehirn macht daraus ein Gesamtbild und erzeugt eine Art von Dreidimensionalität. Zusätzlich haben wir bei unseren VR-Videos beim Blick – erzeugt durch mindestens zwei Kameras – ein 360-Grad-Panorama und können in alle Richtungen schauen. So, als wären wir tatsächlich an diesem Ort.

Was entwickeln Sie zusammen mit der Blick-Gruppe genau?

Wir haben mit «Blick VR» zwei Apps für eine Cardboard-Nutzung entwickelt: eine Version fürs iPhone und eine für Android-Geräte. Hinzu kommt eine dritte App, speziell für Samsung Gear VR. Diese Brille bietet noch einmal ein viel intensiveres Erlebnis und kostet nicht mal hundert Franken. Zum Start gibt es mehr als 40 Videos, und jede Woche kommt ein neuer Beitrag hinzu.

Ringier nimmt in der Medienbranche eine Vorreiterrolle ein und investiert sehr früh in diese Technologie.

Das ist die richtige Strategie. Das digitale Geschäft wird für Ringier immer wichtiger. Deshalb müssen wir viel mehr Geschichten und Produkte digital anbieten – und dabei spielen Videos eine zentrale Rolle. Wir haben beim Blick unsere Video-Abrufe innerhalb eines Jahres mehr als verdreifacht. Doch die Konkurrenz schläft nicht. Also müssen wir immer einen Schritt schneller sein, Trends frühzeitig wahrnehmen und ausprobieren – so wie bei Virtual Reality.

Wie gehen Sie und Ihr Team bei der Entwicklung vor? Es gibt ja keine Erfahrungswerte.

Nicht ganz. Dem Thema 360 Grad widmet sich der Blick schon seit über sechs Jahren. Am Anfang als 360-Grad-Fotografie, seit anderthalb Jahren auch als Video. Die Erfahrung ist also da – vor allem in der Person von Dominik Baumann, der ein weltweit anerkannter Experte ist. Nur – und da haben Sie recht – auch Dominik und mit ihm unser Videoteam lernen jeden Tag dazu. Etwa bei der Frage, wie man am besten Geschichten in Virtual Reality erzählt.

Arbeiten Sie auch mit anderen Unternehmen zusammen?

Der Austausch in diesem für alle noch sehr jungen Feld ist immens wichtig. Nur, wenn wir mit anderen Unternehmen reden, können wir Fehler vermeiden und von den Erfahrungen anderer profitieren. Das ist ein Geben und Nehmen. Wir arbeiten etwa mit der «Los Angeles Times» zusammen, aber auch mit Youtube, die unsere 360-Grad-Videos so gut fanden, dass sie selbst eine Kooperation vorschlugen.

Wie reagieren die User in den Tests?

Niemand will die Brille absetzen! Man kann viel über VR schreiben oder erzählen, aber man muss es ganz einfach erlebt haben.

Wie wird sich die journalistische Arbeit verändern?

Von nun an sind nicht mehr nur die Journalisten, sondern auch unsere User direkt am Geschehen. Diese Unmittelbarkeit ist ein riesiger Pluspunkt. Und eine ebenso grosse Herausforderung. Denn die Konsumenten werden Nähe, Emotionalität und die relevanten Informationen verlangen. Und dies

aus jeder Perspektive, wortwörtlich.

Könnten Sie live von einem Katastrophengebiet berichten? Ist das technisch möglich?

Nein. Für ein gutes VR-Video brauchen wir derzeit noch eine kleine Vorlaufzeit. Eine Live-Berichterstattung vor Ort scheidet auch an den enormen Datenmengen, die übertragen werden müssen.

Was planen Sie für die Zukunft?

«Blick VR» ist der Startschuss ins virtuelle Abenteuer. Wir werden berichten und das Thema intensiv begleiten, seit kurzem in einem eigenen Navigationsbereich bei Blick.ch. Und bereits 2017 möchten wir etwa Konzerte live in VR übertragen.

Werden solche Dienstleistungen für die User kostenpflichtig sein?

Zunächst ist alles gratis. Langfristig sehe ich VR als Möglichkeit, Paid Content im digitalen Bereich durchzusetzen. Nehmen wir ein Finale der Fussball-WM: Mit VR kann der Zuschauer von seinem Sofa aus das Spiel im Stadion erleben. Oder mit Manuel Neuer im Tor stehen, wenn Ronaldo einen Freistoss schießt. Ich glaube fest daran, dass dafür viele Fans zahlen würden.

Welches sind die nächsten technischen Hürden, die es zu überwinden gilt?

Wenn ein User in eine Richtung blickt oder läuft, müssen sich auch die Geräuschkulisse und die Töne verändern. Das möchten wir irgendwann auch beim Blick anbieten. Eine andere grosse Hürde sind die Datenmengen, die die VR-Technologie erfordert. **Neue Technologien wecken Ängste. Was ist, wenn die Menschen nicht mehr zwischen VR und der Realität unterscheiden können? Oder sich in der virtuellen Realität verlieren, weil sie viel angenehmer ist?**

Die Furcht vor etwas Neuem ist menschlich. So wie man sich einst vor den ersten Automobilen fürchtete. Die Menschen müssen VR ausprobieren und selber entscheiden, ob sie es nutzen möchten oder nicht. Meine Erfahrung ist: Wer einmal eine solche Brille aufsetzt, hat so etwas wie ein Erweckungserlebnis und möchte mehr davon. Und dieses Mehr wollen wir anbieten! 🌐



Sebastian Pfothenhauer, Head of Video Ringier AG, mit der Samsung Gear VR. «Virtual Reality wird alles verändern.»

Blick in die Zukunft

Auf in die virtuelle Realität! Mit der neuen BlickVR-App lassen sich neue Welten ins Wohnzimmer holen. Cardboard oder GearVR-Brille aufsetzen und schon bald sind Sie Pilot, Fallschirmspringer oder Rennfahrer.



Wie kann ich mir 360-Grad-Videos mit einer Cardboard-Brille anschauen?

Einfach Video im Brillen-Modus aufstarten, Smartphone reinstecken und schon gehts los. Man kann sich wie in der Realität umschauen, einfach den Kopf drehen. Ermöglicht wird der räumliche Eindruck, weil die App auf jedes Auge ein anderes Bild schickt. Einfache Cardboard-Brillen aus Karton kosten im Handel rund sieben Franken. Es gibt auch stabilere Varianten aus Plastik mit unterstützender Optik.



Funktionieren die Videos auch ohne Brille?

Auf jeden Fall – wenn auch das Erlebnis nicht ganz so eindrücklich ist. Um sich umzuschauen, das Smartphone rundherumdrehen oder ganz einfach mit dem Finger rechts und links bzw. nach oben und unten wischen.



Warum ist das Bild in der Brille nicht so gut wie direkt auf dem Display?

Da für das Cardboard der Bildschirm in der Mitte halbiert ist, steht auch nur die halbe Auflösung zur Verfügung. Je besser das Smartphone-Display, desto schärfer und besser wirkt das 360-Grad-Video in der Brille.



Wie hoch ist der Datenverbrauch?

Benutzen Sie wenn möglich die App im WLAN oder mit Daten-Flatrate. Der Datenverbrauch ist rund fünf- bis sechsmal höher als bei normalen Videos.

Gear VR

Wofür ist die spezielle App für die Samsung Gear VR?

Diese App lässt sich nur mit der Samsung-Brille nutzen und bietet ein noch intensiveres VR-Erlebnis. Die Inhalte sind gleich wie in der normalen App. Wenn die Brille aufgesetzt wird, ist das Menü direkt in der 360-Grad-Umgebung zu sehen. Der Cursor bewegt sich synchron mit dem Kopf, ein Video oder ein Menüpunkt kann mit einem Klick auf das Touchpad seitlich an der Brille geöffnet werden.



Gestaltung:
 Angelina Arquint (Polygrafing Ringier 3. Lehrjahr)
 Leo Faccani (Polygraf Ringier 2. Lehrjahr)

Der Po und ich

Oft wird Männern unterstellt, dass sie Frauen nur auf den Hintern schauen. DOMO-Autor René Haenig hats nicht getan. Und so checkt er nicht, mit wem er in Los Angeles flirtet. Doch wer rechnet damit, im Restaurant neben Jennifer Lopez zu sitzen?

Text: René Haenig

Seit Minuten werde ich das Gefühl nicht los, diese Frau zu kennen. Nur woher? Seit sie mit Freundinnen lauthals lachend und schäkernd das Restaurant betreten hat und sich an den Nebentisch setzte, plaudert sie mit mir. Sie ist nett. Sie ist sexy. Verdammte sexy. Verzweifelt werfe ich meinen Gastgebern Blicke zu: «Helft mir, wer ist sie?» Martin und seine Frau Solveig amüsieren sich darüber, dass ich nicht draufkomme.

Eigentlich ist diese Geschichte nicht gerade rühmlich für mich als People-Journalisten. Preiszugeben, dass ich in Hollywood mal neben Jennifer Lopez gesessen bin und dabei keinen blassen Schimmer hatte, mit welchem Star ich gerade Smalltalkbetrieb.

Mir musste erst auf die Sprünge geholfen werden. Doch der Reihe nach.

Im April 2007 bin ich im Auftrag der Schweizer Illustrierten in Los Angeles. Für eine Homestory bei Hollywood-Starregisseur Martin Campbell und dessen Schweizer Ehefrau Solveig Romero. Sie werden bald Eltern ihres erstes Kinds. Campbell gehört in der Traumfabrik zur Riege der Top-Regisseure. Der gebürtige Neuseeländer drehte Kassenschlager wie die James-Bond-Streifen «Golden Eye» und «Casino Royale» sowie die Action-Abenteuer «Die Maske des Zorro» und «Die Legende des Zorro».

Das Paar lebt in den Hügeln von Malibu. Dort, wo sich eine Millionärsvilla an die andere reiht, alle mit Blick auf den Pazifik. Zwei Tage lang zeigen mir Martin und Solveig, wie sie leben. Inklusiv Privatstrand am Meer. Den hat auch nicht jeder Millionär. Am

zweiten Tag lädt mich das Paar zum Abendessen ein. Für 20 Uhr ist ein Tisch reserviert. Solveig gibt mir die Adresse: 8764 Melrose Ave, West Hollywood.

Promi-Auflauf im Restaurant

Eine halbe Stunde vorher rufe ich ein Taxi. Nachdem der Fahrer mich im Hotel Le Méridien Delfina in Santa Monica aufgegebelt und ich ihm die Adresse genannt habe, erklärt er mir, dass das «Cecconi's» das angesagteste Promi-Restaurant in der Stadt sei. Als er aus mir rausbekommen hat, dass ich mit Bond-Regisseur Martin Campbell zum Essen verabredet bin, will er wissen, ob ich Schauspieler sei. Sorry für die Frage, er kenne mich nicht. «No problem!» Ich bin nur ein Journalist, aus der Schweiz. Immerhin, Letzteres beeindruckt ihn ein wenig.

Vorm «Cecconi's» ist kurz warten angesagt. Aus einer Stretchlimousine lässt ein Chauffeur ein älteres Paar aussteigen. Ich folge den beiden einfach - und entdecke an der Bar Martin. Wir warten noch auf Solveig. Martin erklärt mir so lange, wer schon alles hier ist: An einem Tisch lacht Danny DeVito, ein paar Tische weiter nippt Al Pacino an einem Weinglas. Ein Filmproduzent ist auch da, seinen Namen habe ich allerdings vergessen. So oder so: Einen solchen Promi-Auflauf habe ich noch nicht erlebt.

Als Solveig kommt, gehen wir zu unseren reservierten Plätze. Wir lassen die letzten Tage Revue passieren, als die eingangs erwähnten Frauen den Nachbartisch ansteuern. Sie lachen - und als sie neben uns

Platz nehmen, zwinkert die eine mir zu: «Hi, how are you?» Gut gehts, antworte ich, und sie merkt sofort an meinem (deutschen) Akzent, dass ich nicht von hier bin. «Where do you come from?» - «From Switzerland, Zürich.» - «Oh, Maybe I'll come sometime for a concert to Switzerland!»

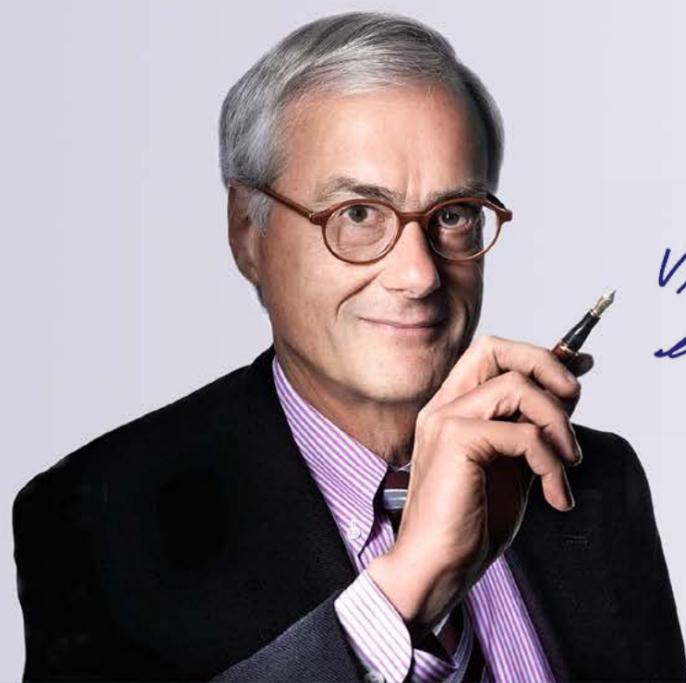
«The most famous...»

Während sie mich weiter über die Schweiz und Zürich ausfragt, frage ich mich, woher mir diese Frau bekannt vorkommt. Ihr Bemerkung mit dem Konzert hätte mich stutzig machen müssen. Doch irgendwie sitze ich auf der Leitung. Martin und seine Frau amüsieren sich über meine verzweifelten, Hilfe suchenden Blicke. Irgendwann kann ich ihm zuflüstern: «Wer ist sie? Ich habe sie schon mal gesehen!» Sekunden später, als keiner schaut, sagt er nur: «The most famous ...», formt dazu mit seinen Händen einen Po. Endlich machts bei mir Klick. Den berühmtesten, knackigen Po hat zu dieser Zeit nur eine: Jennifer Lopez. US-amerikanische Sängerin mit puerto-ricanischen Wurzeln. Berühmt durch Hits wie «If You Had My Love», «Love Don't Cost a Thing» und «Jenny from the Block». Zudem erfolgreich als Schauspielerin. Aber eben: Ich hatte ihr ja auch nicht auf den Hintern geguckt. Mit Pferdeschwanz und dezent geschminkt sieht Lopez zudem ganz anders aus, als ich sie von Bildern her kenne.

Und ausserdem: Wer rechnet denn schon damit, im Restaurant neben «J.L.O.» zu sitzen und von ihr angeflirtet zu werden? Okay, in Amerika ist eben alles möglich... ☺



Foto: Arix/Alpix/Laif



Viel Trump und ein bisschen Putin

Ernst Tanner ist einer der erfolgreichsten und bekanntesten Manager der Schweiz. Seit über 20 Jahren führt er die Schokoladenfirma Lindt & Sprüngli von Erfolg zu Erfolg. Er hat die Firma internationalisiert, Umsatz und Gewinn in ungeahnte Höhen katapultiert und seine Macht als Verwaltungsratspräsident und CEO damit mehr als zementiert. Ernst Tanner ist so etwas wie ein Vorzeigemanager der Schweiz.

Und trotzdem würde er Donald Trump wählen. So zumindest äusserte er sich in einem Interview in einer Schweizer Sonntagszeitung im Juni. Begründung: «Weil er eine wirtschaftsfreundlichere Politik machen würde.» Dass ihm Hillary Clinton zu linkslastig politisiert, kann man durchaus nachvollziehen. Aber deshalb Trump wählen? Einen notorischen Lügner, einen bekennenden Sexisten, einen finanziellen Hochstapler, der sofern es Wählerstimmen bringt, durchaus auch mal den Rassisten gibt. Einer, der «persönlich rüberkommt wie das totale Arschloch», wie es der amerikanische Schriftsteller Stewart O’Nan diagnostiziert. Nie im Leben würde Ernst Tanner, der ein freundlicher, liberaler und bodenständiger Mensch ist, so einen in seiner Firma einstellen - nicht mal, um die Toiletten zu putzen. Aber als amerikanischen Präsidenten würde er ihn wählen.

Erklärbar ist dieses Verhalten eines sonst sehr moderaten und gesellschaftlich total integrierten Managers und Unternehmers nur mit einer Art Missachtung der Politik - um nicht gar von Verachtung zu reden. Je erfolgreicher Wirtschaftsführer werden, desto grösser ist die Gefahr, dass sie sich von übergeordneten gesellschaftlichen Interessen entfernen und tunnelartig nur noch ihre eigenen Ziele sehen. Es ist die Haltung, mit der in der Schweiz trotz Uno-Boykott jahrelang intensiver Handel mit dem Apartheid-Regime von Südafrika betrieben wurde. Es ist dieselbe politische Eindimensionalität, mit der Schweizer Bankenvertreter vor 15 Jahren begannen, Rechtspopulisten zu unterstützen, weil sie von ihnen ein besseres Umfeld für ihr Steuerhinterziehungsmarketing erwarteten. Und es ist dieselbe Einstellung zur Politik, welche Wirtschaftsvertreter sagen lässt, dass ein bisschen Putin auch uns gut anstehen würde.

Etwas haben einige Wirtschaftsführer nie wirklich verstanden: Es ist wesentlich aufwendiger und schwieriger, vom Volk gewählt zu werden als vom Verwaltungsrat. Und manchmal auch wichtiger.

Michael Ringier

Mitarbeiter fragen...

Schicken Sie Ihre Fragen an: domo@ringier.ch



Katia Murmann
Chefredaktorin a. i. SonntagsBlick

«Wir müssen wesentlich mutiger sein als bisher. Journalismus war noch nie so spannend und vielfältig wie heute.»

Sie waren im Sommer Teilnehmerin des Innovationsprogramms im Silicon Valley, das von Ringer mit der Post und der Mobiliar lanciert worden ist. Was haben Sie erlebt und gelernt?

«Ich habe mich vollständig infiziert mit dem Digital-Virus. Am Advanced Media Institute der Universität Berkeley habe ich eine Weiterbildung in Multimedia Storytelling gemacht, habe gelernt zu programmieren, Daten zu visualisieren und Geschichten multimedial umzusetzen. Zudem besuchte ich auf der Suche nach neuen Geschäftsmodellen und Inhaltsformen New Media Companies, unter anderem AJ+, Fusion, Ozy und das Pop-Up Magazine.

Meine wichtigsten Learnings: Mehr Zusammenarbeit und wir müssen mehr experimentieren. Die User verlangen auch digital nach hochwertigem Journalismus. Das ist die gute Nachricht. Wir aber denken zu sehr in vorgegebenen Formaten. Das will ich ändern und einen Raum schaffen, in dem es möglich ist, neue Content-Formen zu entwickeln und in der täglichen Arbeit umzusetzen. Um das zu schaffen, müssen wir Content und Technik zusammenbringen und wesentlich mutiger sein als bisher. Wenn uns das gelingt, sind wir auf dem richtigen Weg: Journalismus war noch nie so vielfältig und spannend wie heute.»



Marc Walder
CEO Ringier AG

«Wir planen langfristig mit Christian Dorer. Genauso wie mit Iris Mayer und Peter Röthlisberger beim Blick.»

Die Blick-Gruppe vermeldete im August erneut namhafte personelle Veränderungen, darunter den Weggang von Geschäftsführer Wolfgang Büchner. Kehrt nun endlich Ruhe ein?

«Innerhalb der Blick-Gruppe gab es in den vergangenen zehn, fünfzehn Jahren immer wieder Wechsel. Jeder Wechsel hat und hatte seine eigene Geschichte. Spitzenpositionen einer Boulevard-Gruppe, egal ob Redaktion oder Verlag, verlangen enorm viel Präsenz, Kraft und Know-how - sicherlich ein Grund für eher häufige Rochaden. Mit Christian Dorer haben wir für den Sonntags-Blick nun einen der wichtigsten Chefredaktoren in diesem Land, mit dem wir langfristig planen, genauso wie mit Iris Mayer und Peter Röthlisberger beim Blick. Wolfgang Büchners Amt wiederum war auf mehrere Jahre ausgelegt: die Weiterentwicklung der fünf Kanäle Blick, SonntagsBlick, Blick am Abend, Blick.ch und blickamabend.ch. Herr Büchner hat in den letzten zwölf Monaten dafür wichtige Weichen gestellt. Er hat die Newsroom-Reorganisation angeschoben, dazu die Verstärkung des Video-Contents und des Social-Media-Engagements sowie den fundamentalen Relaunch des digitalen Auftritts der Blick-Gruppe initiiert. Diese Arbeiten werden auch nach seinem Abgang konsequent weiter vorangetrieben.»



Ralph Büchi
VR-Delegierter Ringier Axel Springer Schweiz AG

«Wir verbessern die Wettbewerbsfähigkeit im Markt und die Digitalisierung unserer starken Print-Marken. Wir sind auf Kurs!»

Wie läuft es bei Ringier Axel Springer Schweiz - und wann erfolgt der Umzug an den neuen Standort in Zürich-Altstetten?

«Wir sind auf Kurs und verfolgen konsequent unsere wichtigsten Ziele: die Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit im Markt und die Digitalisierung unserer Marken. Dazu haben wir unsere Nutzermarktstrategie neu ausgerichtet, das Angebotsportfolio bereinigt - Amiado gehört neu zu Energy -, das Produkteportfolio überprüft und Relaunches angestossen. Die tollen Specials bei der Schweizer Illustrierten oder die XXL-Ausgabe von Le Temps zeigen, wie viel Chancen in Print stecken! Die erfolgreiche Lancierung von Guider, des digitalen Rechtsberaters des Beobachters, war ein innovativer Schritt zur Digitalisierung einer starken Print-Marke. Gefreut haben wir uns über das Grillfest, das wir Ende Juni im Medienpark mit den RASCH- und Admeira-Mitarbeitenden feiern konnten: ein guter Vorgeschmack auf die künftige Zusammenarbeit unter dem neuen Dach! Am neuen Standort werden gerade die Innenausbauten in Angriff genommen, die Fertigstellung ist auf Ende März 2017 terminiert, der Umzug gleich im Anschluss vorgesehen. Die detaillierte Planung des Umzugs erfolgt Anfang 2017 gemeinsam mit den Bereichen.»



Jutta Schilke
Head Human Resources Ringier AG

«Die Arbeitszeiterfassung ist in fast allen Schweizer Beteiligungsgesellschaften bereits umgesetzt. Nun folgt Ringier Schweiz.»

Ringier führt in der Schweiz per 1. Januar oder spätestens per 1. April 2017 die Arbeitszeiterfassung für Mitarbeitende ein - was ändert sich? Und hat das auch Auswirkungen auf die Länder?

«Mitarbeitende werden künftig täglich Arbeitsbeginn und -ende erfassen sowie die Dauer von längeren Pausen festhalten. So schreibt es das Arbeitsgesetz neu vor. Der Gesetzgeber ermöglicht bei bestimmten Rahmenbedingungen die vereinfachte Erfassung der Arbeitszeit - auf eine solche hat sich Ringier in den letzten Monaten mit der Ringier Mitarbeitervertretung sowie den Arbeitnehmerverbänden der Medienbranche geeinigt.

Der Aufwand für die Erfassung wird sich somit in Grenzen halten. Trotzdem ist es eine Umstellung der bestehenden Praxis. Es ist aber auch künftig gute Führungsarbeit durch unsere Vorgesetzten gefragt, die sich mit den Themen «Arbeitszeit» und «Abwesenheiten» der Mitarbeiter stärker auseinandersetzen müssen.

In fast allen unseren Schweizer Beteiligungsgesellschaften ist die Arbeitszeiterfassung bereits umgesetzt, beispielsweise in den Druckereien, bei DeinDeal, Geschenkidee, Scout24 oder bei Admeira (hier ab 2017). Die Umstellung erfolgt nur in der Schweiz, andere «Ringier-Länder» sind nicht betroffen.»

Vom Keller auf die Gipfel

Als Pöstler stellte Heinz Eugster 18 Jahre in der Ringier-Zentrale Briefe, Pakete und Zeitungen zu – stets gut gelaunt. Er war sogar mal Schmuggler. Nun ist er Pensionär, pflegt die Landliebe – und seine Leidenschaft für die Berge.

Fotos: Geri Born, Privat

Er hat einiges erlebt: Nach Tibet schmuggelte Heinz Eugster, 64, einst verbotene Fotos des Dalai Lama, in der weltberühmten Londoner Royal Albert Hall gab er als Euphonium-Bläser ein Konzert, im Keller von Ringiers Hauspost in Zürich schüttelte er dem deutschen Altbundeskanzler Gerhard Schröder die Hand – und für einen Tag war er sogar Chefredaktor beim Peoplemagazin «Schweizer Illustrierte». «Ich bin zufrieden mit meinem Leben», sagt Eugster, der seit März in Frühpension ist.

Er wollte Pöstler werden. Schon als Bub. «Der Beruf faszinierte mich.» Die Eltern sind Landwirte im Appenzellerland. Sonntags nimmt ihn sein Vater huckepack mit auf die umliegenden Hügel. Dass er im Unterricht mit einem Tibeter die Schulbank drückt, vertieft seine Liebe zu den Bergen. Es sind nicht nur die Gipfel von Cho Oyo, Pumori und Ama Dablam, die Eugster in den Bann ziehen, sondern auch die Kultur der Himalaya-Bewohner. Der Schulkollege von einst ist bis heute ein Freund. Vor zwei Jahren erst unternahmen sie eine Trekkingtour zur Quelle des Ganges.

Auch wenn Spätfolgen einer Kinderlähmung ihn heute hindern, anspruchsvolle Klettertouren zu machen, in den Bergen ist er, so oft es das Wetter zulässt. «Ich beobachte gerne auch nur die Natur», sagt er. In seinem Zuhause am Lützelsee lebt er seinen grünen Daumen aus. Die prächtigsten Blumen leuchten dort von Eugsters Balkon.

Er hätte auch als Musiker Karriere machen können. Dreieinhalb Jahre studierte er am Konservatorium in Genf, bildete Blechbläser aus. Sein Instrument: das Euphonium. «Irgendwann wuchs mir das über den Kopf, und ich entschied mich, als Pöstler weiterzuarbeiten.»

Und wie war das mit dem Schmuggler? Vor Jahren, als Tibet-Reisende nur mit Aufpasser unterwegs sein durften, setzte sich Heinz ab, besuchte drei Tage heimlich einen Einheimischen, schenkte ihm zum Dank ein Bild des Dalai Lama. Das ist strengstens verboten. Was Eugster dann erlebt, berührt ihn tief. «Er fiel auf die Knie, legte mit Tränen in den Augen seine Stirn auf meine Füße und sagte Danke.» Es wird Eugsters Lebensmotto: «Ein gutes Wort ist Dank genug.» Das strahlt Heinz mit seiner Art aus. RH



Liebt Blumen und Berge: Heinz Eugster im «LandLiebe»-Garten und mit einer Freundin 2004 vorm verschneiten Gipfel des Cho Oyo. Im Postbüro im Keller der Ringier-Zentrale in Zürich schaute sogar Deutschlands Altbundeskanzler Gerhard Schröder bei ihm vorbei.



Buch-Tipp

von Marc Walder

Hier verrät Ringier CEO Marc Walder, welche Bücher er gelesen hat und warum sie ihn faszinieren.

Peter Thiel

ZERO TO ONE

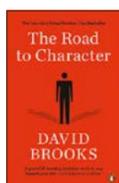
Er war Mitbegründer von Paypal und der erste externe Geldgeber von Facebook: Peter Thiel. In seinem Bestseller «Zero to one» stellt der US-Amerikaner die These auf, dass die Globalisierung technischen Fortschritt suggeriere, doch die vermeintlichen Neuerungen nur Kopien des Bestehenden seien. Thiel weist den Weg aus dieser technologischen Sackgasse. Sein Buch ist ein radikaler Aufruf gegen den Stillstand. Ein Plädoyer für mehr Mut zum Risiko. Und ein Wegweiser für eine innovative Zukunft. Denn die Zukunft erobere nicht der Beste von vielen, sondern nur der erfolgreiche Innovator. Und: Wahre Innovation entstehe nicht horizontal, sondern sprunghaft – eben from zero to one.

Weil Thiel seine persönlichen Erfahrungen in wirtschaftliche, politische und philosophische Gedankengänge einbettet, hebt sich sein Buch von der üblichen Ratgeberliteratur ab. Verlag: Campus

David Brooks

THE ROAD TO CHARACTER

Was macht uns zu wertvollen Persönlichkeiten? Nicht Kalkül und Eigennutz, nicht die Ich-an-erster-Stelle-Kultur, die uns wettbewerbsfähig machen soll. Vielmehr müssen wir wieder lernen, die Welt nicht zu erobern, sondern uns ihr zu verpflichten. «Die meisten von uns haben eine klare Strategie für den beruflichen Erfolg, nicht aber für die Entwicklung eines tiefgründigen Charakters», sagt der US-amerikanische Autor David Brooks. Er zeigt auf, dass wir alle nur gewinnen können, wenn wir eine einfache Wahrheit verinnerlichen: Willst du dich selbst verwirklichen, musst du dich auch selbst vergessen können. Verlag: Kösel



JETZT IM NEUEN LOOK.

DAS SCHWEIZER MAGAZIN FÜR MODE UND KULTUR

MEINE SCHWEIZ

PASCALE BRUDERER IN LENZBURG



JEDEN FREITAG NEU.

**SCHWEIZER
ILLUSTRIERTE**